

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Wie Gockel der Hahn zu Verstand kam**

**Umbsen, Rudolf**

**Oldenburg, [1908]**

**Landesbibliothek Oldenburg**

Shelf Mark: SPIEKER J 32

Erstes Kapitel.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-867113](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-867113)



## Erstes Kapitel.

### Die Erziehung.

**I**n der Taufe erhielt er den Namen Gockel. Er stammte aus einer guten Familie; sein Vater war wegen seiner Gelehrsamkeit weit berühmt und leitete seinen Ursprung ab aus dem Geschlechte der Hahn, seine Mutter war eine geborene Gluck. Als sie den jungen Gockel unter dem Herzen trug, fühlte sie die Brust oft schwellen in der Vorahnung kommender, großer Ereignisse, und niemals hatte sie mit solchem Vergnügen ein Ei gelegt. Als Gockel sich an das Licht der Welt gepickt hatte, standen die beiden Eltern gerührt an seinem bescheidenen Lager von Stroh und betrachteten das kleine piepsende Etwas. „Hat er nicht eine liebliche Stimme?“ fragte die stolze Mutter, „und wie er dir ähnlich sieht.“ — „Ja,“ meinte der Vater, „klug sieht er aus, wir wollen ihn zu einem großen Gelehrten machen.“ Der kleine Gockel erhob bei diesen Worten des Vaters ein jämmerliches Geschrei, als ob er gegen die frühzeitige Berufsbestimmung energisch protestieren wolle, aber

natürlich konnte die voreilige Gefühlsäußerung des törichtten Kindes keine Änderung der Gefühle hervorbringen bei dem so würdigen und verstandesklaren Vater.

Somit war und blieb Gockel der werdende Gelehrte; der Vater hatte es ja so bestimmt. Es mußte bei ihm im Innern stecken; denn sein äußeres Betragen zeigte nichts von beginnender Weisheit. Er raufte sich mit Vorliebe, und seine armen Schwestern, die Küken, ließ er alle Vorzüge seiner männlichen Kraft fühlen. Das wurde noch schlimmer als er vier Monate alt wurde und in seine Flegelzeit kam. Er kannte kein Ansehen der Person, nicht einmal vor seiner reichen Erbtante, der reichen Witwe Glückglück, hatte er Achtung. „Dein Mann war ein alter Hahnrei!“ krächte eines Tages das unverschämte enfant terrible. Die in ihren heiligsten Gefühlen verletzte Henne rannte zornig hinter ihm drein, doch der schlaue Bösewicht wußte flug zu entweichen — an ihm vorbei purzelte die blindwütige Henne in den Bach, und nur der Wahrheit des alten Sprichwortes, daß Fett oben schwimmt, verdankte sie ihre Rettung. Der Vater dachte, „es wird schon werden; πόλεμος πάντων πατήρ, nur aus Gegensätzen kann sich das Große entwickeln.“ Die Mutter aber jammerte über die verlorene Erbschaft, alle ihre Träume von Samt und Seide mußte sie zu Grabe tragen; denn mit Gelehrsamkeit füllt man keine Tafel, das hatte sie an ihrem zwar bedeutenden, aber leider zu ausschließlich gelehrten Manne zur Genüge erfahren. „Soll denn das alte Hungerleben immer so weiter gehen, das alte Elend?“ klagte sie und nicht ganz ohne Grund. Und sie hatte doch nur den einen Wunsch, ihrem einzigen Küken den Lebensweg zu ebnen.

Nicht immer war Gockel so wild. Zwar am Tage war er nicht zu halten, und wie es sich für einen echten Jungen geziemt, kannte er kein größeres Vergnügen, als in ungebundener, zügelloser Freiheit im Hof und in dem nahen Feld umherzuschweifen. Aber am Abend war er still und lenksam. Dann nahm ihn die

Mutter gern zu sich und suchte auf sein Gemüt zu wirken. „Wer wohnt da oben bei den Sternen?“ fragte Gockel sie eines Abends voll ehrfürchtiger Scheu. „Da wohnt die liebe Sonne, die ist die Königin von allen anderen Sternen.“ — „Ist die liebe Sonne eine Henne?“ fragte Gockel, und ein merkwürdiges Gefühl beschlich ihn. „Nein,“ sagte die Mutter, „sie ist der beste aller guten Geister, sie hat uns sehr lieb; denn sie gibt uns den warmen Sonnenschein.“ — „Ich habe die Sonne sehr lieb;“ erwiderte das Kind, „denn den Sonnenschein habe ich arg gern.“ Die Mutter fuhr fort: „Es gibt auch viele böse Geister, die ärgern sich, wenn die Sonne so viel Gutes tut, dann machen sie Regen und Sturm und schaffen viel Unheil, so daß die Sonne sehr traurig wird.“ Gockel standen die Tränen in den Augen. „Ist denn niemand, der ihr hilft?“ — „O ja, das tun die guten Götter oder die Priester, die beten, und dann ist alles wieder gut.“ Gockel sah sie mit fragenden Augen an, dann schnitt er alle weiteren Fragen ab, indem er erklärte: „Ich hab dich so lieb, Mutter.“ Sprach's, verkroch sich unter ihre Flügel und schlief ein.

Somit beschäftigte er sich zum ersten Mal mit dem Überirdischen. Er ruhte nicht eher, als bis er die liebe Sonne ganz genau kannte. Sie war eine schöne, würdige Henne, die Wolken waren ihr Bett, in dem sie sich am Abend zur Ruhe niederlegte. Und wenn sie am Morgen am Himmel emporstieg, dann wachte sie auf und schaute mit dem großen Auge zur Erde hinunter. Die Sonne war ihm viel lieber als die Priester; denn was die zu tun hatten, das wollte ihm nicht klar werden.

So zeigte Gockel schon früh Züge von ganz eigenartiger, individueller Beanlagung, die ihn vom seichten Strom des Alltags absonderte und auf zukünftiges Großes und Massenfernes hindeutete.

Rund um ihn her pickte, gackerte und krächte es unaufhörlich; Vater, Mutter, Hahn und Henne, halbwüchsige Brut und unver-

ständige Ruchlein: alles rannte und stürzte durcheinander und übereinander, um sich Befriedigung der nächsten, täglichen Bedürfnisse zu schaffen. „Schafft uns Brot, so wird der Staat prosperieren!“ riefen die Armen. „Man will uns unsere Privilegien rauben!“ krächten die reichen und vornehmen Hähne. „Wehe über diesen Geist der Persekution, mit Sporn und Schnabel muß man die gefährdete Moral retten!“ Gockels Vater ließ man noch gelten; denn wenn er auch ein Gelehrter war, so zeigte er doch noch Interesse und Achtung vor allem, was weltliche Ehre und Reichthum besaß. Darum duldete man ihn, wenn er auch eigentlich nur ein armer Schlucker war. Auch den Armen wußte er durch seine gemessene Würde zu imponieren. Aber die Mutter war eine zurückgebliebene Person, sozusagen ein Petrefakt, die inmitten des vorgeschrittenen, weltklugen Zeitalters noch die Märchen liebte. Und Gockel war erblich belastet, weil er eine begeisterungsfähige Natur hatte, aber er war ja ein Mann und würde den kleinen Fehler schon verlieren, wenn er erst das wahre Leben kennen lernte. Gockel ahnte natürlich nichts von solchen Erwägungen, keine Fessel des Lebens, keine Konvenienz drückte ihn, er konnte ganz so leben wie er war. Der Vater schaute dem lächelnd zu und dachte: „Das kleine Kind gehört der Mutter, wenn erst der Verstand kommt, dann bin ich an der Reihe.“

Stundenlang konnte Gockel sich von seiner Mutter Geschichten erzählen lassen, dann hockte er unbeweglich im Sande und vergaß ganz, daß die Zeit Flügel hatte. Bis zu Tränen rührte ihn die Geschichte von Krakesuß, der armen Henne, der Reinicke, der schlaue Fuchs, alle Ruchlein aufgefressen hatte. Zwei ganze Tage lang verübte er keinen einzigen dummen Streich, aber dann faßte er den Entschluß, an Reinicke sein beleidigtes Geschlecht zu rächen und hielt eine Rede vor allen versammelten Freunden und Brüdern. Rühnen Mutes machten sie sich alle auf, um den Frevler zu bestrafen, und es war sicherlich nicht ihre Schuld, wenn sie

ihn den ganzen Tag über nicht finden konnten. Das war beschämend, aber Gockel dachte, daß noch nicht aller Tage Abend sei.

So lebte Gockel von Brot, törichtem Träumen und dummen Streichen, gedieh und ließ die Vernunft kommen zu ihrer Zeit. Stolzen, aufrechten Ganges wandelte er nun über den Hof und durch das Leben. Sein Kikeriki erklang wie das eines Mannes von gesetztem Zahnen, sein schöner Wuchs erwarb ihm die Liebe aller jungen Hennen, und er hatte um ihretwillen manchen Hahnenkampf mit neidischen Brüdern auszusechten. Im übrigen behandelte er das zarte Geschlecht sehr von oben herab; denn noch war die Liebe nicht in seine Brust eingezogen.

Schon von seinem dritten Monate ab hatte Gockel Privatstunden bei seinem Vater. Das war eine harte Arbeit für beide; denn der junge Taugenichts konnte nicht still sitzen und seine Faulheit suchte ihresgleichen. Anfangs lernte er nur die aller-elementarsten Dinge, z. B. wo man sich das beste Futter zu suchen habe. Auch Anstandslehre bekam er; er mußte fortwährend Kratzfüße lernen und üben, wie man mit Grazie Körner pickt und wie man den Hennen mit Anstand die besten Bissen zuschiebt. Das dünkte ihn alles entsetzlich langweilig und unnötig.

Als er zehn Monate alt war, ging der Vater auf interessantere Gebiete über. Da sein Schüler nun schon recht gereift war und nach zwei Monaten zur Universität abgehen sollte, so horchte er mit größerem Interesse den Reden des Vaters. Er erhielt auch Religionsgeschichte und wurde in einige Fragen der Ethik eingeführt.

Des Vaters Lehren über Religion bewegten sich etwa in folgenden Grundzügen: Unsere Religion ist eine Priesterreligion, die Priester sind unsere Götter, ihre Gehilfen sind die Dämonen, welche einige auch Menschen nennen. Unter diese Menschen nun ist die Herrschaft und die Aufsicht über die einzelnen Hühner-völker verteilt. Sie sind nur den Priestern unterworfen. Die Priester sind die Schöpfer und Beglucker des Alls. Sie sind

rein körperlich, nur der moderne Unglaube hält sie für geistig. Sie thronen auf Wolken und ihre Füße ruhen auf der Herrlichkeit der Welt. Ihr Hauptgebot ist: glaube und gehorche. Somit versteht sich unsere Ethik von selbst; sie basiert auf väterlicher Autorität. Was die Priester oder Götter gebieten, ist sittlich, was sie verbieten ist unsittlich, am verderblichsten ist der Zweifel.

Gockel mußte unendlich viel Katechismen und Glaubensbekenntnisse lernen. Immer empfand er in diesen Stunden ein quälendes Unbehagen, dessen Ursprung ihm aber nicht klar war. Oft gedachte er mit tiefem Weh seines reinen Kinderglaubens, den ihm der Vater zerstörte.

Anderer Zweige des Unterrichts fesselten Gockel mehr. Besonders interessant war ihm der Geschichtsunterricht. Hier hatte der Vater eingehende Studien gemacht und verstand den Sohn an seine Lippen zu fesseln. Er verschaffte ihm einen Überblick über die verschiedenen Phasen der Weltgeschichte, kristallisierte sodann aus dem Kampf der Nationen die Entwicklung der Hühner- und Entenvölker, stellte sie als im heißen Kampf um den Vorrang befindlich dar, bis sie im trauten nachbarlichen Verkehr das Kriegsbeil der Jahrhunderte begruben, um so der leider noch zu wenig erstaunten Welt das erste Bild, den ersten Keim zu einem allgemeinen Welt- und Völkerfrieden zu geben. „Ja, bis zum sozialdemokratischen Gedanken vom freien Austausch der Weiber haben wir es gebracht, zu einer Zeit, wo andere Völker erst bis zum Professoren-Austausch gediehen sind. Liebend brüten unsere Hennen die Eier der Enten aus, die freundliche Entenmutter legt sich sorgsam auf die verwaisten Eier der Mütter unseres Geschlechts. Ja, wir haben es herrlich weit gebracht.“

Endlich verbreitete er sich eingehend über die Geschichte und das Werden des engeren Hühnerstammes, von dem er seinen Ursprung ableitete.

„Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß unser Geschlecht aus Italien stammt. Das kann man noch deutlich an unserer Aussprache erkennen. Wenn wir auch die italienische Sprache aufgegeben haben, so sind doch noch unverkennbare Reste davon zurückgeblieben. Unser Stamm ist dafür bekannt, daß er viel lebhafteren und hitzigeren Sinnes ist, als der unserer schwerfälligen deutschen Brüder, auch lieben wir es, uns in lebhafteste, bunte Farben zu kleiden, was zweifellos auf italienische Abstammung hinweist. Wann die Einwanderung erfolgte, läßt sich nicht mehr genau nachweisen, ich möchte annehmen, daß sie bis zum Jahre 1750 bewerkstelligt wurde. Dir ist bekannt, daß um diese Zeit die vier Bremer Stadtmusikanten ihre berühmte Reise unternahmen. Als sie nun an jenem Abend sich aufeinander stellten, um durch das Fenster zu sehen, erhoben sie ein furchtbares Geschrei. Diese lebhafteste Art, seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, ist durchaus undeutsch und verrät südlichen Charakter. Ich habe meiner Ansicht auch auf einem Historiker-Kongreß Ausdruck gegeben. Ein Historiker-Kongreß ist eine Zusammenkunft gelehrter Männer, die sich hier über tiefe, sie interessierende Fragen streiten.“

— „Also eine Art Hahnenkampf?“ fragte Gockel. Der Vater überhörte und fuhr fort: „Hier reklamierte ich diesen Hahn als einen italienischen. Aber die deutschen Hähne wollten seine Zugehörigkeit zum deutschen Blut nicht preisgeben und meinten, dieses Geschrei beweise gar nichts; denn die andern Tiere hätten ja auch mitgeschrien. Die ganze Erzählung sei zweifellos aus der Tiefe des deutschen Volksgemüths entsprungen. Professor Heißsporn wies darauf hin, daß man mir vielleicht in einigen Punkten entgegenkommen könne und den Esel der Erzählung für einen italienischen erklären. Diese niedrige Anspielung konnte ich natürlich nicht auf mir sitzen lassen, sodaß ich auch meinerseits einiges Entgegenkommen zeigte und die Ansicht vertrat, daß der Hund, der sich unter den Bieren befand, jedenfalls eine Bulldogge gewesen sei, deren zweifellosen germanischen Ursprung auch



Professor Heißsporn wohl nicht in Frage stellen würde. Die durchaus persönliche Beweisführung seitens meiner Herren Kollegen konnte mich natürlich in keiner Weise befriedigen; ich stehe noch heute auf demselben Standpunkt. Zum Schlusse möchte ich noch ein besonders wichtiges ethisches Moment anführen. Als die vier durch das Fenster blickten, stellten sie sich der eine auf den andern, und oben auf stand der Hahn. Daraus scheint mir hervorzugehen, daß das Geschlecht der Hühner damals eine führende Rolle einnahm; denn sonst hätte man ihm diese Stellung an der Spitze nicht eingeräumt. Es bleibt tief zu bedauern, daß wir seither diese geachtete Position verloren haben; die anderen Vögel pflegen auf uns herab zu sehen, weil wir nicht fliegen können. Auch verachten sie uns unseres Gesanges wegen, den sie mit dem Spottworte „krähen“ bezeichnen. Das alles entspringt aus einem Gefühle der Inferiorität. Hahn heißt nichts anderes als Sänger. Es ist verwandt mit dem lateinischen „canere“, welches singen bedeutet. So sucht man uns von allen Seiten zu verkleinern, der Neid will nicht zugeben, daß wir in fruchtbarer Arbeit des Geistes, in Erfindungsgabe und der Höhe moderner Zivilisation an der Spitze marschieren und sozusagen das Salz der Erde bilden. Doch es wird noch eine Zeit kommen, wo wir nicht nur mehr in dem betrübenden Bewußtsein zu leben brauchen, groß zu sein, sondern auch als groß von allen Seiten anerkannt zu werden; denn Größe ohne Anerkennung, ohne äußeren Ruhm, ist wie eine schöne Pflanze in einem prächtigen Garten, dem die Spaziergänger fehlen.“ Diese letzten Ausführungen vorzüglich machten einen tiefen Eindruck auf Gockel. Lange dachte er darüber nach, wie er dem gesunkenen Stande der Hühner wohl wieder zu größerem Ansehen verhelfen könne. So keimte der Gedanke, ein großes, historisches Epos zum Preise der Hühner zu verfassen. Hier wollte er in erhabener Sprache alle Heldentaten seines Geschlechts darstellen, von dem ersten historischen Huhn in Noahs Arche, bis hinauf zu dem modernen Geschlechte.

Die gewaltige Arbeit sollte sowohl in Bezug auf die Bucht des Inhalts wie auf die Kürze der Zeit der Abfassung die Schriften aller anderen Genies übertreffen. Er begann auch sogleich:

Künde mir, hehrste der Musen, des dämmerigen Hühnerstalls Göttin,  
 Wie mein gackernder Stamm im mählichen Lauf der Geschichte  
 Sich zum ersten der menschenverzehrten Geschlechter emporhob.  
 Wüste war's auf den Wassern, als Noahs Arche dahinschoß,  
 Doch im bauchigen Innern der meerdurchfurchenden Barke  
 Herrschte geschäftiges Treiben von drängenden Menschen und Tieren.  
 Jeder fühlte beglückt sich als Vater kommender Völker,  
 Und so sagte wohl mancher, im Arme ruhend der Gattin,  
 Froh der trauten Umarmung: „Geliebte, was soll ich nicht hoffen,  
 Daß aus gesegnetem Schoße dir blühende Völker erstehen,  
 Mächtig in spitzigen Schnäbeln und stark im Krähen von Worten,  
 Herrliche Fürsten der Welt, von allen Völkern gefürchtet.  
 Uns aber nennt man die ersten der patriarchalischen Eltern.“  
 Doch das bunte Gewimmel betrachtet mit höhennenden Blicken  
 Kikeriki, der Hahn, und sprach zur trauten Gefährtin,  
 Gackeleia, der Guten, der schönsten der lebenden Hennen —  
 Gern war treu sie dem Gatten, er war ja der letzte der Hähne —:  
 „Schau doch, Teuerste, nur, wie die elenden Wichte sich blähen,  
 Und aus leeren Gehirnen sich wolkige Schlösser erbauen.  
 Aber das fühl ich gewiß und also wird es geschehen,  
 Wir sind die Zukunft der Welt, du trägst das Ei der Entwicklung.“  
 Also sprach er beruhigt, die liebende Gattin umarmend.

Stolz zeigte Gockel das Werk seinem Vater. Dieser war nicht unzufrieden, wenn er auch den überwiegenden Einfluß Homers tadelte, der sich überall, nur in dem Vermaß nicht, vordränge. Doch versprach er sich im allgemeinen größere Wirkung von einem philologisch-historischen Traktat über die Geschichte des Huhns und seine Stellung in der Welt. Das würde ihm einen unsterblichen Namen verschaffen. Darum riet er ihm, da nun die Schulzeit beendet sei, Philologie und Geschichte zu studieren. „Denn,“ so führte er aus, „Geschichte ohne Philologie ist ein Unding, ohne sie könntest du nie unsere Geschichte von den ältesten Zeiten an schreiben. Da, wo die historische Forschung

ein Ende hat, wo ein scheinbar undurchdringliches Dunkel herrscht, da hinein wagt sich die Philologie und verbreitet ein magisches Licht. Sie allein kann das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen, ja, das Unmögliche möglich. Sie weiß genau, welcher Ausdruck sich die Hähne im Paradiese bedienten, aus einem alten Scherben entwickelt sie das Familienleben untergegangener Völker. Man mag sie daher im wahren Sinne des Wortes die Wissenschaft nennen, welche auf Scherben baut.“

Gockel hegte zwar hinsichtlich der Wirkung eines solchen Traktats einige Zweifel, doch da ihm das Studium paßte, weil er es nicht kannte, so stimmte er gern bei. Er war jetzt dreizehn Monate alt und reif genug für die Universität. So verließ er denn eines Tages bald nach Ostern das väterliche Haus und trat seine Weltreise an, begleitet von den Segenswünschen seiner Eltern.

